

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 47 (1976)

Heft: 5

Artikel: 1. Erwartungen an den Heimerzieher

Autor: Bichsel, E. / Berger, Hans / Gräub, Fredy

Kapitel: 1.1: Erwartungen an den Heimerzieher aus der Sicht eines Versorgers [E. Bichsel]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Erwartungen an den Heimerzieher

1.1 Erwartungen an den Heimerzieher aus der Sicht eines Versorgers

von E. Bichsel

Wünsche und Ansichten zur Ausbildung; Anforderungen und Voraussetzungen im Heim. (Wer sich nicht für Grundsätze interessiert, kann Kapitel I und II überspringen.)

1.1.1 Erziehung ist komplex und vielschichtig

Erziehung geschieht immer in Prozessen, ist sehr komplex und hängt von verschiedenen Faktoren ab:

- von unsern Zielvorstellungen, unserem Denkmodell;
- von der oder den Person(en), die erzogen werden sollen;
- von der/den Erzieherpersönlichkeit(en);
- vom Angebot der Lernmöglichkeiten;
- von der Umwelt (Ort, Raum, Mitmenschen usw.), der Kultur;
- von der Beurteilung (Interpretation, Evaluation) des Erziehungsprozesses.

Erziehung ist somit etwas, das zwischen zwei oder mehreren Personen passiert, und zwar in einer unabsehbaren Zahl von Situationen. Erziehung läuft nie nur in eine Richtung, sondern ist wechselseitig. Das Kind wird nicht nur von seinen Eltern, Erziehern, Lehrern, Kameraden oder andern Personen erzogen, sondern es beeinflusst mit seinen Reaktionen und Verhaltensweisen auch die Erwachsenen, seine Mitmenschen und erzieht demnach auch sie. Anders gesagt: Alle Menschen stehen in einer gegenseitigen Abhängigkeit, weil bekanntlich der Mensch ein soziales Wesen ist, das auf Mitmenschen angewiesen ist.

Normalerweise wird ein Kind in eine Familie hineingeboren. Es hat immer eine Mutter und einen Vater, auch wenn es sie nicht kennt. Schon bei der Geburt spielen verschiedene Gegebenheiten für das Kind eine wesentliche Rolle, die es im Laufe der Zeit prägen:

- bereits vorhandene Geschwister oder Alleinkind,
- Altersabstand zu älteren oder jüngeren Geschwistern,
- Altersunterschied der Eltern untereinander und zum Kind,
- Gründe der Eheschliessung bzw. der Nicht-Heirat,
- Verhältnis zwischen Vater und Mutter bzw. zum Kind,
- erbbedingte Intelligenz und Vitalität des Kindes und der Eltern,
- Nahrung, Lebensraum des Kindes usw.

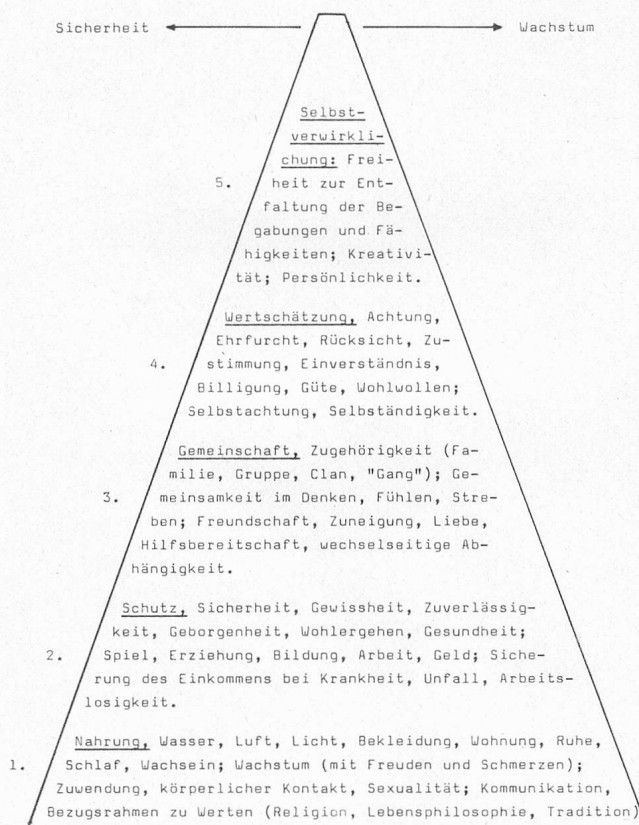
Am wichtigsten aber ist die Beziehung, die Kommunikation unter den Eltern und zum oder zu den

Kind(ern), sei es mit Worten oder mit Mimik, Gestik und Körperhaltung. Darin eingeschlossen ist die Verantwortung und die Zielsetzung, die die Familienglieder für einander haben. Für das Kind kann auch von grosser Bedeutung sein, ob es überhaupt erwünscht war und ist.

1.1.2 Erziehungsziele

Nach meinem Verständnis des Menschen muss jeder lernen, seine Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen, ohne das Wohl der Gemeinschaft zu verletzen. Dazu gehören vorerst einmal die Grundbedürfnisse, wie Nahrung, Luft, Licht, Kontakt usw. Nötig ist aber auch eine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, eine wechselseitige Abhängigkeit, sei es in einer Familie, in einer Gruppe, in einer Freundschaft oder Ehe, wo jeder Mensch Schutz und Sicherheit findet und auch die Sexualität ihren Platz hat. Jeder Mensch soll lernen, die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen, Andersdenkende und sich selber achten, Ehrfurcht vor dem Leben haben; Kinder und Erwachsene sollen fähig sein, Probleme zu erkennen und sie gemeinsam mit den Mitmen-

Verwirklichung der menschlichen Ziele



schen zu lösen, was eine Urteils- und Kritikfähigkeit bedingt. Und endlich soll der Mensch seine Fähigkeiten und Begabungen entfalten können und so zu einer Selbstverwirklichung kommen. Dies gelingt, wenn Freude am Leben und an andern Menschen möglich ist und das Individuum liebt und geliebt wird. Diese Bedürfnisse und Erziehungsziele kann man in einer Pyramide darstellen (siehe Seite 132).

Nur wenn wir uns ein klares Bild machen, zu was wir junge Menschen erziehen wollen, können wir nach Lösungen und Antworten suchen, *wie* diese Erziehungsziele zu erreichen sind. Dies gilt für die Familie wie für das Heim gleichermaßen. Häufig steht aber das Kind im Heim in einer gewissen Krise, weil es von seiner Familie als Sündenbock, als Aussen-seiter und Versager betrachtet wird. Es ist vielfach entmutigt, hat grosse Ängste, zeigt starke Aggressionen, fühlt sich minderwertig, hat Schuld- und Hassgefühle. Die Aufgabe des Heimes ist es, diese Probleme und Schwierigkeiten abzubauen, zu beheben und die Entwicklungsrückstände möglichst wettzumachen, damit das Kind im späteren Leben ein vollwertiger Mensch wird und die oben genannten Erziehungsziele soweit wie möglich erreicht werden.

1.1.3 Die Besonderheiten des Heimkindes

Das Kind im Heim (das gilt auch für den Jugendlichen) hat in der Regel vor seinem Eintritt verschiedene legitime Bedürfnisse und Wünsche nicht oder ungenügend befriedigen können. Häufig kommt es aus gestörten Familienverhältnissen, aus unvollständigen Familien, wo man ihm feindlich oder zwiespältig gegenüberstand bzw. noch steht, oder es ist körperlich und/oder geistig behindert und kann den normalen Anforderungen der Umwelt nicht gerecht werden. Trotz grosser Bemühungen der Institutionen und der Verantwortlichen im Heim müssen noch viele Heimkinder in einem recht engen Lebensraum aufwachsen, sei es in kleinen Schlafräumen mit mehreren Betten oder in Gruppenräumen mit vielen Kindern. Nicht überall ist genügend Platz zum Basteln und Spielen. Diese mangelnden äusseren Bedingungen erschweren natürlich die Erziehung, weil damit das frühere Zukurzgekommensein teilweise auf einer andern Ebene weiterbesteht. Schlimm für die normale Entwicklung wirkt sich aber vor allem der häufige Wechsel des Erzieherpersonals aus, denn eine dauerhafte Beziehung zu erwachsenen Personen ist dann gar nicht möglich. Eine vermehrte Konstanz in der Betreuung des einzelnen Kindes ist unbedingt anzustreben.

In einem Projekt «Heilpädagogische Grossfamilie» hat R. Widmer u. A. einige wichtige Vorschläge gemacht um Kindern aus gestörten Familienverhältnissen mit entsprechenden schulischen, leistungsmässigen und psychisch bedingten Verhaltensstörungen bessere Entwicklungschancen zu geben. Auf das Heim übertragen, scheinen mir folgende Dinge wichtig zu sein:

— Das Kind benötigt ein Milieu, das möglichst einer natürlichen Familie entspricht, wo persönliche Zuneigung, Wertschätzung und Anteil-

nahme vermittelt werden. Dazu gehört auch all das, was täglich in einer Familie geschieht: «Planung» des Tages, Einkauf im VOLG-Laden oder am Migros-Wagen, kochen, essen, plaudern am Familientisch, Aemtli besorgen, Schulaufgaben machen, einander bei der Arbeit und bei persönlichen Problemen helfen, Freizeit allein oder gemeinsam gestalten, Kontakte mit der Aussenwelt pflegen usw.

- Für das einzelne Kind ist eine «Familie» wohl nur dann übersichtlich, wenn nicht mehr als 10 Personen (inkl. Erwachsene) beisammen leben. Das Alter und das Geschlecht der Kinder sollte ähnlich wie bei einer normalen Familie, also verschieden sein, damit Buben und Mädchen, jüngere und ältere einander kennenlernen und so die wechselseitige Abhängigkeit auf verschiedene Arten erfahren.
- Das Heim bzw. die Gruppenräume sollten derart gestaltet sein, dass sie Wohlbefinden und Geborgenheit schenken. Für jedes Kind sollte die Möglichkeit bestehen, sich an einen stillen und ruhigen Ort zurückzuziehen, wenn es dies wünscht. Das Kind benötigt eine Privatsphäre, zum Beispiel genügend Platz für seine persönlichen Dinge, die es jederzeit zur Verfügung haben sollte. Dazu gehören etwa Zeichnungen, Fotos, Bücher, Geschenke, Ovomaltine von daheim, Spielzeuge, Andenken usw. Die Privatsphäre kann zusätzlich respektiert werden, wenn das Kind mindestens teilweise wählen kann, welche Kleider es aus seinem Kasten anziehen will. Leider überlegen manche Erzieher zuwenig, dass auch das Anklopfen vor dem Eintreten in ein Zimmer die Wertschätzung der Kinder erhöht. Die Privatsphäre schenkt nämlich dem Kind Sicherheit und fördert seine Selbständigkeit. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, auch manchmal allein zu sein oder gelegentlich etwas zu tun, das fremden Blicken und Ohren entzogen ist.
- Das Kind benötigt eine stetige Beziehung zur Aussenwelt. Der regelmässige Kontakt mit dem Elternhaus darf vom Heim nicht unterbrochen werden, sondern sollte wenn möglich an jedem Wochenende oder mindestens 14-tägig stattfinden. Falls das Kind nicht in die eigene Familie gehen kann, so sollte es das Wochenende in einer Fremdfamilie, bei Bekannten oder Verwandten verbringen können. Aus diesem Grunde müsste der Standort des Heimes möglichst in der Nähe der Angehörigen sein. Heimkinder haben vielfach mehrere «Eltern», weil die Mutter oder der Vater mehrmals geheiratet haben. Diese Erfahrung kann natürlich mit viel Schmerz, Bitterkeit, Enttäuschung und Angst verbunden sein. Trotzdem ist es ungünstig — vor allem für die Entwicklung des Selbstwertgefühles (Sicherheit und Wertschätzung) —, wenn das Kind sich von einem Elternteil ganz abwendet oder ihn verleugnet.
- Die Eltern sollten regelmässig direkt vom Erzieher oder von der Gruppenleiterin über die vergangene Woche orientiert werden. Das heisst, dass nicht der Heimleiter oder irgend ein Praktikant das Kind den Eltern übergeben darf, sondern diejenige Person, die für die Erziehung wäh-

rend der Woche verantwortlich ist. Nur so sind Informationen aus erster Hand möglich, die viele Missverständnisse verhindern können. Damit die leiblichen Eltern nicht zu Fremdkörpern werden, sondern zum Wachstum des Heimkindes beitragen können, müssen sie auch vom Heim entsprechend ernst genommen und bei der Erziehung miteinbezogen und integriert werden.

- Obwohl verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen eindeutig belegen, dass es für Säuglinge und Kleinkinder schädlich ist, in einem Heim aufzuwachsen, wird dieser Tatsache noch nicht überall genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin überzeugt, dass auch grössere Kinder vielfach in **Pflege- oder Grossfamilien eine bessere Entwicklungschance hatten, wenn die Ersatzfamilien gründlicher, sorgfältiger und den Bedürfnissen und Wünschen des Kindes entsprechend ausgewählt würden. Diese Aufgabe machen sich vielfach die Institutionen der offenen Fürsorge zu leicht.**

1.1.4 Der Erzieher und seine Ausbildung

Aus den bisherigen Ausführungen möchte ich nun ableiten, über welche Fähigkeiten, über welches Rüstzeug ein guter Erzieher verfügen sollte. Die Wörter «soll» und «muss» kommen in den folgenden 14 Punkten sehr häufig vor. Ich bin mir bewusst, dass an verschiedenen Orten gute Ansätze vorhanden sind. Mein Wunsch ist jedoch, dass noch weitere Verbesserungen folgen und sich die Ausbildung in dieser Richtung entwickelt.

1. Der Erzieher soll fähig sein, seine eigenen Wünsche und Anliegen offen mitzuteilen, wie auch seine Launen zu zügeln. Er soll über seine Gedanken und Gefühle so berichten, dass das Kind sie verstehen und annehmen kann.
2. Der Erzieher muss die Zeit einteilen und entscheiden, wieviel er für jeden einzelnen, die ganze Gruppe und für sich allein verwenden will (organisieren).
3. Der Erzieher soll eine Autorität, ein Führer sein, der auf freundliche, bestimmte und anregende Weise die jeweiligen Konsequenzen aufzeigen und durchsetzen kann. Er muss Spiele vorschlagen und durchführen können, weil geschädigte Kinder oft wenig oder einseitige Ideen haben.
4. Der Erzieher muss beobachten und zuhören können, wenn er die Wünsche und Anliegen der Kinder wahrnehmen will. Er muss an den Nöten seiner Mitmenschen teilnehmen können, weil nur dann persönliche, dauerhafte und nicht nur oberflächliche Beziehungen möglich sind. Nur bei guter Beobachtungs- und Wahrnehmungsgabe können bei jedem Kind die speziellen Begabungen und Neigungen gefördert werden. Dies erfordert kreative Fähigkeiten.
5. Der Erzieher muss die Empfindungen der Kinder annehmen und respektieren wollen, also Vorurteile vermeiden. Er muss hinterfragen können, weil viele Kinder ihre Wünsche und Bedürfnisse verschlüsselt äussern. Die Kinder sind zu lehren, wie sie Ich-Bot-

schaften äussern können, also nicht andere beschuldigen, beschimpfen, verurteilen, anklagen, sondern lernen, die eigenen Wahrnehmungen und Empfindungen bekanntzugeben.

6. Der Erzieher muss Grenzen setzen können, denn jedes Kind braucht solche. Wenn immer möglich sollte aufgezeigt werden, wodurch das unannehmbare Verhalten ersetzt werden kann. Bei der Erziehung ist deutlich zwischen annehmbaren (erwünschten und zielgerichteten), unpassenden (unschicklichen, nicht hilfreichen) und unannehmbaren (störenden, schädlichen) Verhaltensweisen zu unterscheiden.

7. Der Erzieher muss jedes Gruppenmitglied annehmen und auf seine ganz spezifische Persönlichkeit Rücksicht nehmen können. Er muss das erwünschte Verhalten loben, anerkennen, bestätigen, die speziellen Fähigkeiten und Begabungen fördern können. Andererseits ist manchmal auch eine sachliche Kritik oder eine Sanktion nötig, etwa dann, wenn vorher bestimmte Massnahmen oder Konsequenzen angekündigt wurden und die Vereinbarung gleichwohl nicht eingehalten wird. Zu prüfen ist aber jeweils, ob das Kind überhaupt in der Lage war, die Vereinbarung zu erfüllen.

8. Der Erzieher muss Konflikte lösen wollen und können. Dazu ist die Fähigkeit nötig, zu entscheiden, ob ein Problem nicht beachtet, also nicht darauf eingegangen werden soll, oder ob andere Lösungen (Alternativen) vorzuschlagen sind. Am günstigsten ist es, wenn annehmbare Lösungen gemeinsam mit den Kindern erarbeitet und verwirklicht werden. Das heisst, der Erzieher muss überlegen können, wie ein Problem in kleine Schritte aufgeteilt wird, damit es bewältigt werden kann.

9. Der Erzieher muss sich immer wieder fragen, ob er etwa mit Drohungen, Befehlen, Ermahnungen, Erniedrigungen, Vorwürfen usw. selber Konflikte hervorruft. Wenn es so ist, so muss er Abhilfe schaffen können.

10. Der Erzieher muss zur Mitarbeit motivieren können. Dabei geht es nicht nur darum, den Kindern verständlich zu machen, weshalb sie ins Heim eintraten (manchmal wissen es auch die Eltern nicht!), sondern es müssen die spezifischen Behandlungsziele immer wieder mit den Beteiligten besprochen werden. Im allgemeinen erhalten Kinder viel zu wenig Information darüber, was die Behandlung im Heim erreichen will. Ein Behandlungsvertrag könnte festlegen, welche Verhaltensweisen (Aggressionen, Lügen, Stehlen, Selbstbeschädigungen, Kontakte zum andern Geschlecht, Verzicht auf Drogen, Schulleistungen, Berufsausbildung usw.) wie zu ändern sind. Auf diese Weise könnte eine stärkere Motivation erreicht und die Mitarbeit gefördert werden. Die Länge des Heimaufenthaltes wäre dann besser absehbar.

11. Der Erzieher sollte fähig sein, Familienberatungen durchzuführen und Veränderungen im Familiensystem herbeizuführen, also Eltern zur Mitarbeit zu motivieren, was oft recht schwierig ist. Eine recht grosse Zahl von Familien, die ein oder mehrere Kin-

der im Heim haben, lebt in einem sogenannten geschlossenen Familiensystem. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass Informationen von aussen und von innen unterdrückt und ignoriert werden und so Auseinandersetzungen umgangen werden. V. Satir zählt für diese gestörten Familien folgende Kennzeichen auf:

- «Selbstwert: gering;
Kommunikation: indirekt, unklar, unspezifisch, inkongruent, anklagend, beschwichtigend, rationalisierend, ablenkend (entwicklungshemmend);
Regeln: versteckt, unpassend, unmenschliche Regeln bleiben starr, Veränderungen haben sich bestehenden Regeln anzupassen und zu unterwerfen; Einschränkung der Meinungsäusserung;
Ergebnis: unglücklich, chaotisch, unangemessen, zerstörerisch.»

Es ist hier natürlich nicht der Platz, um darzulegen, wie man das Netz der Familienbeziehungen ändern kann. Verbesserungen sind aber immer möglich, und zwar mit folgenden Techniken (stichwortartig): Probleme definieren, Wünsche äussern lernen, neue Regeln aufstellen, Verstärkung einbauen, Informationen vermitteln, Kommunikationsübungen und nicht-verbale Übungen machen, neue Verhaltensweisen lehren, Gefühle klären (annehmen), Ängste abbauen usw. Wenigstens eine dieser Möglichkeiten will ich im Kapitel «Ängste abbauen» etwas näher beleuchten.

12. Der Erzieher muss teamfähig sein. Darunter ist die Bereitschaft zu verstehen, einerseits etwas von sich abzutreten und andererseits sich helfen zu lassen. Teamarbeit schliesst ständige Koordination der Ideen, Aufgaben und der zu bewältigenden Arbeit mit ein. Besonders bei Entscheiden ist Offenheit und Flexibilität erforderlich. Teamarbeit ist auf der sachlichen wie auf der Beziehungs-Ebene nötig, sei es mit andern Institutionen, «Versorgern», Therapeuten usw.

Die Zielsetzung der Teamarbeit kann auf der sachlichen Ebene wie folgt umschrieben werden: Erfahrungsaustausch, Arbeitsteilung, Kompetenzabgrenzung, Meinungsbildung, Information, Mitsprache, Mitbestimmung, Verbesserung des Betriebsklimas. Soll an der Verantwortung im Heim mitgetragen werden, so ist aber auch die Beziehungsebene von entscheidender Bedeutung: Persönlicher Kontakt, gegenseitige Verständigung, Persönlichkeitsbildung, Förderung der Teamfähigkeit, Identifikation mit der Institution usw.

Sehr wichtig für den Erzieher scheint mir die Psychohygiene zu sein. Nur wenn es ihm gelingt, einen Ausgleich zu seiner täglichen Arbeit zu finden, wird er die nötige Spannkraft und Vitalität haben. Er muss seine persönlichen Wünsche und Ziele befriedigen können (in der Regel ausserhalb des Heimes), um wirklich Freude am Leben und im Menschsein ganz allgemein zu haben (Selbstverwirklichung).

Teamarbeit ist mehr als gelegentliche Teamsitzungen, aber nicht in dem Sinne, dass auch nebensächliche Entscheidungen von allen getroffen werden müssen. Vielmehr sind immer wieder Delegationen nötig.

13. Der Erzieher soll fähig sein, zusammen mit dem einweisenden Sozialberater, dem Lehrer und weiteren Fachleuten — natürlich unter Beizug der Eltern — einen Erziehungsplan aufzustellen und nachher in regelmässigen Abständen über Fort- und Rückschritte einen Meinungsaustausch zu pflegen. Wenn dies geschieht, kann auch rechtzeitig ein Heimaustritt geplant und vorbereitet werden. Falls sich das Kind und die Gruppe nicht rechtzeitig auf eine Aenderung (zum Beispiel Ein- oder Austritte) einstellen können, haben alle viel mehr Schwierigkeiten, die neue Situation zu bewältigen. Bei regelmässigen Aussprachen können auch gegenseitige Erwartungen und Kompetenzen geklärt werden.

14. Der Erzieher muss fähig sein, seine Bemühungen immer wieder kritisch zu prüfen. Was hat er von seinem Erziehungsziel erreicht, was nicht? Welche Hindernisse konnten nicht behoben werden? Was kann zusätzlich unternommen werden, welche Hilfsmittel können eingesetzt werden? Wo liegen die eigenen Grenzen, wo diejenigen des Kindes? Wird das Kind für seine Leistungen genügend anerkannt, bekommt es entsprechende Rückmeldungen? Wie könnte es sich allenfalls besser entwickeln? Wenn der Erzieher auch eigene Fehler und Schwächen eingestehen kann, dann wird er glaubhaft, echt, menschlich, **ein nachzuahmendes Vorbild.**

1.1.5 Ängste abbauen

Ängste sind bei jedem Menschen vorhanden und **spielen für Heimkinder eine grosse Rolle.** Deshalb möchte ich etwas näher darauf eingehen. Nach meinen Erfahrungen können sie meistens weder von Sozialarbeitern noch Erziehern zielgerichtet genug abgebaut werden. Unter Angst verstehe ich eine Mischung von **Ungewissheit, Erregung und Furcht**, wobei immer irgendwelche körperlichen Reaktionen (Spannungen, erröten oder erleichen, Herzklopfen, Durchfall, Ausschläge, Krämpfe usw.) ausgelöst werden. Angst zeigt sich in jeder neurotischen Störung, jedoch bei jedem Individuum wieder anders. Neben genau bestimmbar und abgrenzbaren Ängsten (zum Beispiel Aggressionen, Phobien) gibt es solche, die ganz diffus und in verschiedenen Situationen auftreten (zum Beispiel soziale Ängste). Auch die letzteren müssen möglichst konkret festgestellt werden, was mit einem Angstfragebogen erleichtert wird. (Das Jugendsekretariat Andelfingen besitzt einen aus dem Amerikanischen übersetzten Angstfragebogen mit 111 Angstbeispielen vor Situationen und Gegenständen.)

Bei der Behandlung von Ängsten geht es darum, dass beim Auftreten einer Angst gleichzeitig eine Reaktion erzeugt wird, die mit der Ängstlichkeit unvereinbar ist. Das geschieht vor allem mit Entspannungen des Körpers (Gegenwirkung zur Angstreaktion) und mit sozialen Kontakten (Übungen im

geschützten Rahmen, körperliche Kontakte, beruhigende Worte, Bestätigung, Selbstverstärkungen, Vorbilder usw.).

a) Entspannungsübungen nach Jacobson (verkürzt)

Bei diesen Übungen geht es zunächst darum, überhaupt ein **Gefühl für Spannung und Entspannung in den wichtigsten Muskelgruppen** des Körpers zu entwickeln. Das Training kann auf einem bequemen Stuhl oder auf einer Couch gemacht werden, am besten mit geschlossenen Augen. In der Regel beginnt man mit der Entspannung der Hände und Arme: «Mache bitte die rechte (dominante) Hand zur Faust und beobachte und fühle die Spannung in den Muskeln . . . , gib jetzt nach und achte auf den Uebergang der Spannung zur Entspannung.» Das Gleiche wird nachher mit der linken Hand gemacht, doch wird die Übung mit jeder Muskelpartie mindestens einmal wiederholt. Im nächsten Schritt wird zuerst der rechte und dann der linke Oberarm gespannt und entspannt, indem der Ellbogen angewinkelt wird. Nachher folgt die Gesichtsregion (Stirn, Augenbrauen, Augenpartie, Nase, Kiefer, Lippen, Zunge) und anschliessend Hals, Nacken, Schultern, Brust, Bauch und Rücken, zuletzt Sitzmuskeln, Beine, Füsse und Zehen.

Mit der Zeit gelingt es den Übenden, alle Muskeln gleichzeitig zu spannen oder zu entspannen. Wenn dies erreicht ist, können die angsterzeugenden Situationen und Gegenstände schrittweise und behutsam angegangen werden. Zusammen mit dem Klienten muss die Angsthierarchie festgelegt werden, welche die ganze Skala von keiner bis zu sehr starker Angst enthält. In Gedanken und Vorstellungen oder möglichst in Wirklichkeit muss sich dann der Klient den «gefährlichen» Objekten und Situationen nähern, wobei er dazwischen immer wieder entspannt wird. Kinder können sich häufig schon entspannen, wenn sie sich vorstellen, sie seien an einem guten Essen, an einem Sandstrand oder in einer Badeanstalt.

b) Versenkungsübungen

Kinder und Erwachsene sollten mehr darauf hören, was in ihnen selber vorgeht, ohne aber dabei ständig zu werten und zu urteilen. In einer **entspannten und angenehmen Atmosphäre** kann dieses innere Zuhören zu einem **grösseren Selbstwertgefühl** führen. Diese Technik beherrschen vor allem die Asiaten mit ihren Meditationsübungen. Auch wir Europäer können uns mit ähnlichen Übungen entspannen und so die Grundlagen für die Ueberwindung von Aengsten und Konflikten schaffen.

Beispiel:

Kurze Wörter dienen uns als Konzentrationsgegenstand, zum Beispiel «ich bin», «Eina», «Luma», «Sina» usw. werden zirka 20 Minuten immer wieder innerlich gesagt, wobei wir alles zu vergessen suchen. Werden wir von Gedanken abgelenkt, so sollen wir diese «Störungen» zulassen, aber nicht werten.

Unsere Erfahrungen zeigen, dass mit solchen Übungen besonders **depressive Zustände und Nervosität abgebaut werden können.** Verschiedene Kinder haben Spass daran.

c) Doch—Nein-Übung

Für ängstliche Kinder hat sich die «Doch—Nein-Übung» als hilfreich erwiesen, weil damit die Wahrnehmung und die Beschreibung von Gefühlen bei Meinungsverschiedenheiten aufgezeigt werden kann. **Der Aerger wird vorerst in einer entspannten Atmosphäre ausgedrückt.** Dies geschieht, indem das eine «doch» und das andere «nein» in verschiedenen Lautstärken schreit (also paarweise). Sobald die «Diskussion» zu laut wird oder zu überborden droht, muss sie abgebrochen werden. Nachher findet ein Rollenwechsel statt. Im Anschluss an diese lustige Übung besteht eine günstige Möglichkeit, die gemachten Erfahrungen auszutauschen und die Gefühle zu ergründen.

d) Beschreibung von Gefühlen

Häufig erzeugen Konflikte Aengste, weil wir den Aerger oder die Unzufriedenheit nicht wahrhaben wollen oder uns nicht getrauen, unsere wahren Gefühle den andern mitzuteilen. Dies hat zur Folge, dass unsere Mitteilungen zweideutig werden und noch mehr **Missverständnisse** verursachen. **Meistens suchen wir dann nach besseren Argumenten, statt nach eigentlichen Lösungen.** Der Erzieher muss den Kindern helfen, ihre Bedürfnisse, Interessen und Einwände zu äussern, wozu Ermutigungen nötig sind. Ein Hilfsmittel dazu sind Wertschätzungsübungen mit verschiedenen, alltäglichen Redewendungen. Im Buch «Verhaltenstraining» werden 4 Stufen zur Beurteilung vorgeschlagen, die sehr hilfreich sind:

- Stufe 1: Der Erzieher belehrt, ermahnt, beschimpft oder missversteht das Kind . . .
- Stufe 2: Der Erzieher bemüht sich in seinen Aeusserungen um Wertschätzung des Kindes und um Partnerschaft . . .
- Stufe 3: Dem Erzieher gelingt es, in seiner Aeusserung dem Kind gegenüber Wertschätzung und Partnerschaft zu verwirklichen.
- Stufe 4: Dem Erzieher gelingt es (nahezu) vollständig, in seiner Aeusserung dem Kind gegenüber Wertschätzung und Partnerschaft zu verwirklichen . . .

Neben diesen dargestellten Übungen gibt es natürlich noch viele andere, so können auch mit Bewegungsübungen, Wandern, Gymnastik, Tanzen usw. Entspannungen erreicht werden. Ich wollte aufzeigen, **dass wir bei ängstlichen Kindern wesentlich mehr tun können, als dies bisher der Fall war. Die Ausbildungsstätten müssten meines Erachtens diesen Vorgängen viel stärkere Beachtung schenken.**

Schlussbemerkungen

Sozialberater und Erzieher müssen lernen, wirkliche Veränderungen zielgerichtet herbeizuführen. Sie sind

bekanntlich Fachleute bei der Behebung von Beziehungsstörungen, deshalb müssen sie auch das nötige Rüstzeug erhalten. Je länger ich in der praktischen Arbeit stehe, desto klarer wird mir, dass der Mensch vor allem mit Illustrationen lernt, sei es in Bildern, Gleichnissen oder im praktischen Alltag. Einsicht allein stellt noch keine Garantie für eine Aenderung dar. Nicht schöne theoretische Konzepte sind nötig, sondern Uebungsmöglichkeiten dazu, wie Empfindungen und konkrete Verhaltensweisen erlebt, geändert werden können.

Mir scheint, dass zwischen einem Sozialberater, der Familienberatungen durchführt, und einem Erzieher im Heim nur noch kleine Unterschiede bestehen. Beide haben jedenfalls die Aufgabe, Bedürfnisse befriedigen zu helfen, Verschüttetes freizulegen, Fähigkeiten, Begabungen und Gemeinsamkeiten zu fördern, Selbständigkeit zu vermitteln, Beziehungen zu verbessern, den Menschen wirklich Mensch werden zu lassen.

Literaturverzeichnis:

- ARNOLD, W., EYSENCK, H. J., MEILI, R.: Lexikon der Psychologie, Harder, Freiburg 1971.
 Arbeitsteam SCHILLINGER, E.: Probleme der Zusammenarbeit zwischen Fürsorgestellen und Heimen für Kinder und Jugendliche, Sozialarbeit Heft 9, 1972.
 BERGOLD, J. B.: Entspannungstraining nach Jacobson, Vervielfältigung.
 BICHSEL, E.: Vernünftige Erziehung, Separatdruck Jahresbericht Jugendsekretariat Andelfingen, 1973.

- GORDON, Th.: Familienkonferenz, Ex Libris, Zürich 1974.
 HALEY, J.: Familientherapie, in Handbuch der Ehe — Familien- und Gruppentherapie, Kindler 1973.
 KUHLLEN, V.: Verhaltenstherapie im Kindesalter, Juventa, München 1972.
 LINDEMANN, H.: Autogenes Training, Bertelsmann, Gütersloh.
 MASLOW, A. H.: Psychologie des Seins, Kindler, München 1973.
 MEIERHOFER, M., KELLER, W.: Frustrationen im frühen Kindesalter, Huber, Bern 1973.
 PERREZ, M., MINSEL, B., WIMMER, H.: Elternverhaltensstraining, O. Müller, Salzburg 1974.
 RIESEN, R.: Arbeitstagung: Teamarbeit im Jugendsekretariat, 1973.
 SATIR, V.: Selbstwert und Kommunikation, Pfeiffer, München 1975.
 SCHWAEBISCH, L., SIEMS, M.: Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher, Rowohlt 1974.
 VOPEL, K. V., KISTEN, R. E.: Kommunikation und Kooperation, Pfeiffer, München 1974.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Verhaltenstherapie in der Sozialarbeit, Schriftenreihe des SBS, Bern 1973.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Wandlungen im Familiensystem, in Das cerebral gelähmte Kind, Heft 4/1974.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Familientherapie als Alternative zur Fremdunterbringung, Zeitschrift Ehe, Nr. 4/1975.
 WELTER, Rud.: Psychische und soziale Bedürfnisse hospitalisierter Kranker, VESKA, Heft Nr. 2/1975.
 WIDMER, R.: Ueberlegungen zum Projekt «Heilpädagogische Grossfamilie», Vervielfältigung.
 WOLPE, J.: Praxis der Verhaltenstherapie, Huber, Bern 1972.

Adresse des Verfassers:

E. Bichsel, Jugendsekretär, 8450 Andelfingen

1.2 Erwartungen an den Heimerzieher aus der Sicht eines Heimleiters

von H. Berger

1.2.1 Einleitung

Jeder Heimleiter macht im Laufe seiner Tätigkeit Erfahrungen mit verschiedensten Erziehern und Praktikanten aus Sozialschulen, aber auch mit Mitarbeitern ohne besondere pädagogische Grundausbildung. Selbst wenn in jedem Fall die Persönlichkeit des betreffenden Mitarbeiters von ausschlaggebender Bedeutung ist, bildet sich mit der Zeit doch eine immer mehr ins Detail greifende Erwartung an Ausbildung und Ausbildungsstätten. Gute oder schlechte Erfahrungen können auch dazu führen, sich für oder gegen die eine oder andere Schule zu entscheiden, welche die eigenen Erwartungen an die Ausbildung mehr oder weniger erfüllt. Was aber auf jeden Fall eintritt, ist die Tatsache, dass man anspruchsvoller, kritischer, sorgfältiger und auch konsequenter in der Auswahl seiner Mitarbeiter wird.

Im folgenden geht es mir darum, **aus der Perspektive eines Schulheimes** einige Punkte herauszugreifen, die mir besonders wichtig erscheinen. Dabei gehe ich von einem dezentralisierten, in Wohngruppen aufgeteilten Heim mittlerer Grösse aus und bin mir der

Relativität und Subjektivität einiger meiner Aeusserungen voll bewusst.

1.2.2 Führen, fordern, erziehen

So unpopulär der Ausdruck «Erziehungsheim» geworden ist — man übertrifft sich mancherorts im Herausfinden von Bezeichnungen, die sowohl «Heim» als auch «Erziehung» tunlichst vermeiden — so deutlich und klar ist uns allen, worin unsere Aufgabe besteht.

Erziehung, ob es sich um das einzelne Kind oder um eine Gruppe handelt, ist aber in positivem und umfassendem Sinn auch Führung. Dies ist auch der Grund, weshalb von einem pädagogischen Mitarbeiter im Heim etwas von dem erwartet wird, was man einmal als Führungseigenschaften bezeichnet hat, heute aber nicht mehr so offen in dieser Form zu nennen pflegt.

Führung, das heisst Führungstechnik, kann aber bis zu einem gewissen Grad erlernt und erarbeitet wer-